

Nebraer Anzeiger

Amliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

No 5

Sonnabend, den 10. Januar 1931.

44. Jahrgang

Frankreichs Panama-Scandal

Die Affäre Dufrie hat schon genug Staub in Frankreich aufgewirbelt. Die Kammer, das französische Parlament, sah sich genötigt, einen Untersuchungsausschuss einzusetzen, der diesen Bestechungsfall nach den verschiedenen Richtungen hin prüfen soll. Die Arbeiten dieses Untersuchungsausschusses haben sich sehr umfangreich gestaltet, so daß man schließlich Unterkommissionen einrichtete, trotzdem ist man noch nicht so weit gekommen, reiflos Licht in dieses Dunkel zu bringen. Der berühmte tote Punkt wurde erreicht. Man stand vor einer Barriere, die offensichtlich von Kreisen aufgerichtet wurde, die kein Interesse daran haben, das gesamte Material dieser parlamentarischen Untersuchung zuzuleiten.

Als der Untersuchungsausschuss entsprechende Akten und Konten anforderte, sprach der Justizminister sein Veto. Er erklärte, daß der Untersuchungsausschuss das angeforderte Material nicht entnehmen könne. Dieses Veto ändert bei begrifflicher Erweiterung einen Sturm in der gesamten politischen Öffentlichkeit aus, der unter Umständen für das Kabinett Steeg sehr gefährlich werden kann. Das Veto war unerschrocken, denn der Untersuchungsrichter hatte selbst noch vor einigen Wochen erklärt, daß das Material jederzeit bei ihm verfügbar sei.

Mit dieser Auskunft des Untersuchungsrichters an den Untersuchungsausschuss war ganz klar gesagt, daß juristische oder erfahrungsgemäße Bedenken gegen einen zeitweiligen Transport des Aktenmaterials vom Untersuchungsrichter zum parlamentarischen Untersuchungsausschuss nicht bestanden. Es mußten und müssen also andere Gründe sein, die den Justizminister zu seinem bedenklichen Veto veranlassen.

Das Rätsel scheint leicht gelöst, wenn man jetzt aus Pariser Telegrammen erfährt, daß eine Anzahl von führenden Politikern in diesem Scandal verwickelt und durch ihn kompromittiert ist. Auf der „schwarzen Liste“, die jetzt der Finanzminister hat aufstellen lassen, sollen 45 Namen, zum Teil mit hohem Rang verzeichnet sein. Darunter, so meldet Paris, auch der bisherige französische Ministerpräsident Tardieu, der ehemalige Landwirtschaftsminister in diesem Kabinett David, der Vorsitzende der Finanzkommission Malon, und der Vorsitzende des Untersuchungsausschusses, Marin. Bestätigen sich diese Namen und bleibt an ihnen auch nur einiges von den Vorwürfen haften, dann erlebt Frankreich einen Panama-Scandal, der alle verurteilten Affären der letzten Jahre in Europa in den Schatten stellt. Besonders interessant ist die Feststellung der Kommission, daß im Jahre 1929 allein 35 Anträge von Parlamentariern beim Finanzministerium die Zulassung inländischer und ausländischer Wertpapiere unterstülzten. Auch hier taucht wieder die Zahl von 45 Politikern auf, die sich damit in ihrer Eigenhaft als führende Politiker für private Banken und Unternehmensvorhaben zur Verfügung stellen. Es ist ganz klar, daß bei solchen Vorwürfen und nach solchen Feststellungen nur eine Möglichkeit ist: restlose Zuleitung des gesamten Materials an den Untersuchungsausschuss.

Das mag politische Verwicklungen bringen, deren Folgen heute noch nicht übersehbar sind. Aber es werden immer noch das geringere Übel sein und bleiben, als wenn durch Verweigerung des Materials, durch Geheimhalten gewisser Akten dunkles Licht auch noch auf andere fällt, die in diesem Fall nicht beteiligt sind. Eine Verstärkung, die die Herausgabe eines Materials über solche Vorwürfe zu verhindern sucht, kann sich gegen den Sturm der Empörung nicht halten. Die Gefahr, in die der Justizminister das Kabinett Steeg hineinmandatiert hat, scheint man auch erkannt zu haben. Denn es verlautet, daß nunmehr das Justizministerium sich bereit erklärt habe, die Befehlsgabe der Akten aufzugeben.

Man muß abwarten, ob diese Einsicht eines schweren Fehlers für die Regierung nicht doch besteht. Denn leicht wird der Verdacht nicht zu überlegen sein, daß unter Umständen die Akten jetzt nicht unretouchiert herauskommen. Auf jeden Fall ist das Kabinett Steeg in eine sehr unangenehme Situation hineingeraten, und es kann, wenn sich die Pariser Darstellungen über die Entwicklung des Dufrie-Skandals zu einem Panama-Scandal bestätigen, Heberallungen geben, an denen man auch außerhalb Frankreichs interessiert wäre.

Frankreich ehrt den toten Marschall.

Die Befehlsgabe für General Joffre.

Paris, 8. Januar.

Die Befehlsgabefestlichkeiten für Marschall Joffre begannen um 9 Uhr unter starker Beteiligung der Bevölkerung in der Kathedrale Notre Dame. Sofort nach Erscheinen des Präsidenten der Republik und der Minister begann die Einlegung der sterblichen Überreste des Marschalls. Das gesamte Diplomatenskorps sowie die militärischen Vertreter fast aller früheren alliierten Länder nahmen an der Feier teil, die gegen 10 Uhr beendet war.

Unter Führung von französischen Truppenteilen aller Waffengattungen sowie der Truppenabteilungen der früheren Alliierten und verschiedener Verbände ehemaliger Kriegsteilnehmer legte sich dann der Trauerzug in Bewegung. Der Sarg des Marschalls war auf einer Artilleriefelcke aufgebahrt. Unmittelbar dahinter folgten die Familienangehörigen des Marschalls, der Präsident der Republik, die Regierungsmitglieder und das Diplomatenskorps. Sodann kamen die Sondervertreter der ausländischen Mächte, die Mitglieder des Senats und der Kammer sowie hohe französische Militärs und Zivilbeamte.

Der Zug ging am Anwaltdamm, wo der Sarg vorläufig untergebracht wird, bis er zum Landhof Joffres übergeführt wird, wo die endgültige Beisetzung stattfindet. Kriegsminister Barthou hielt eine kurze Ansprache, in der er die Verdienste Joffres für Frankreich hervorhob. Mit dem Oberbefehl der Truppen fand die offizielle Beisetzung für Ende.

Glas's Sekretär Kemmerle.

Berlin, 8. Januar.

Der langjährige Leiter der Gesamtorganisation der Deutschen Volkspartei, Staatssekretär z. D. Kemmerle, ist einem Herzschlag erlegen.

Dr. Kemples hat ein Alter von fast 60 Jahren erreicht. In Gien geboren, war er dort lange Jahre als Rechtsanwalt tätig. Von 1919 bis 1928 vertrat er als Abgeordneter der Deutschen Volkspartei Düsseldorf im Reichstag, von da an bis 1930 war er auf der Reichsliste gewählt. Bei den letzten Wahlen verblieb er auf eine Wiederbestellung. Dr. Stresemann, vorher bekanntes Vertrauen der Volkspartei, berief ihn 1921 als Vorsitzenden des Geschäftsführenden Ausschusses der Partei an die Spitze der Organisation. 1923 war er unter Stresemanns Kanzleramt Staatssekretär der Reichsanstalt. Auf Wunsch von Dr. Scholz befehligte er nach Stresemanns Tode keine Ämter in der Partei vorläufig. Ende 1930 trat er dann von den Parteifunktionen zurück.

England und die Revision.

London in Abhängigkeit von Paris.

London, 8. Januar.

In die sehr lebhaft internationale Ausdrücke über eine Revision der Friedensverträge und der aus ihnen abgeleiteten finanziellen Verpflichtungen greift nun auch die öffentliche Meinung Englands mit einer sehr gewichtigen und sehr feinsinnigen Äußerung ein. Der Leitartikel der „Times“ nimmt die deutlichen Verhandlungsbereitungen zum Anlaß, die finanzielle Lage des Reiches zu prüfen, und führt die Betrachtung weiter zu einer Auseinandersetzung über die Frage der Revision und insbesondere eines Moratoriums. Als erste und als sehr maßgebende englische Stimme verdient diese Äußerung in Deutschland besondere Beachtung, um so mehr, als sie hauptsächlich ist für die Einleitung der englischen Politik diesen ganzen Problemen und der Lage Deutschlands gegenüber.

Die Abhängigkeit der englischen Politik von Frankreich, die in letzter Zeit bei verlebendigen hochbedeutenden Anlässen klar geworden ist, zeigt sich auch hier. Nachdem England sich in der Abrüstungsfrage vollkommen in das französische Schlepptau begeben hat, und nachdem die Goldaufwertung in Paris von der englischen Finanz als eine ernste Bedrohung aufgefaßt wird, der man durch Koncessionen an Frankreich zu begegnen hofft, zeigt sich nun auch in der Einleitung gegenüber den deutlichen Bemühungen um eine Vertragsrevision und gegenüber dem deutlichen Hinweis auf den gegebenenfalls anzunehmenden Moratoriumsanspruch in der englischen öffentlichen Meinung eine zweifelhafte mit den Tendenzen der Regierung übereinstimmende Bereitwilligkeit, dem französischen Kurs zu folgen, die uns in Deutschland ebenso betreuend wie enttäuschend muß.

Wir sehen, daß sich unter der mit allen kleinen Mitteln um ihre Griffling kämpfenden Arbeiterregierung der Kurs der englischen Politik immer weiter und immer hoffnungsloser von den Grundgedanken des Socarno-Paktes entfernt, und dieses Abweichen der englischen Politik von der bisher als richtig erkannten Linie wird dadurch nicht erschwerlich, daß es mit einer so ungeschmackten und fast brutalen Deutlichkeit verhandelt wird, wie das in dem erwähnten Artikel der „Times“ geschieht.

England stellt sich in dem Kampf gegen die deutlichen Forderungen rückhaltlos an die Seite Frankreichs. Man befreit der Reichsregierung den Rechtsanspruch auf die Annahme eines Moratoriums, indem man in turschlicher, wenn nicht böswilliger Weise die tatsächliche finanzielle und wirtschaftliche Lage Deutschlands ignoriert und behauptet, die in Haag vereinbarten Voraussetzungen für einen deutlichen Moratoriumsanspruch seien in der gegenwärtigen Lage Deutschlands noch keineswegs gegeben. Man streift selbst an der unbestreitbaren Tatsache, daß

Für dich, Mädli!

Ein Roman von Benz + Liebe von Fritz Lange
Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

Mita wartet sich dem Manne an die Brust. Ein gelender Schrei zugeht von Dankbarkeit, Ergebung, Liebe.
Und jetzt unten wartete die weisprohe Fahne auf der Saimrad-Alt.

Als Hans von ihr gegangen war, hatte Elisabeth Neimer das Glas nicht mehr von den Augen wegenommen. Uns Grün gefleht, beobachtete sie den Aufstieg des Geliebten. Es mußte wohl tatsächlich der Söbnerausch sein, der ihn gepackt hatte, denn sonst wäre er bei ihr geblieben. Sie konnte ihn; jeden Wunsch ludte er ihr von den Augen abzuholen. Heute letzte er zum ersten Male seinen Willen gegen den ihren durch.
Sie lächelte entschuldigend. Was sollte sie auch auf dieser antretenden Dohrpartie mit ihrem verletzten Fuß? Sie wäre dem Liebling nur unnützer Ballast gewesen, hätte womöglich sie beide in Gefahr gebracht. Nein, nein, so war es schon das Beste. Am Nachmittag würde Hans zurück sein; sie selbst war dann ausgerubt, und der Blösig ins Degal würde nicht anstrengend werden.
Dem Trimmerfeld des hohen Ded sah sie Hans noch ganz deutlich. Dort kam er verblümmmäßig gut vorwärts. Eine Talente entzog in ihren ihm folgenden Blicken. Später sah sie ihn noch einmal als winziges Pünktchen an der Felskante, bis ihn Verzerrungen und Entfernung unsichtbar machten.

Die Stunden gingen mit der Sonne. Fremde kamen, lobten die Ansticht, erwiderten sich plaudernd, verschanden wieder talwärts. Niemand wagte sich hinauf, keiner wollte nach dem Griesofel, der mit seinen 2917 Meter so nahe schien und doch hunderten Weg war.
Als die Sonne über dem Rettenbach-Ferner hand und

schrad in die enfter der Saimrad-Almwirtschaft schien, erwachte Elisabeth aus ein Schlafen, das sie übermann hatte. Sie rieb sich verwunden die Augen. Ihr erster Gedanke war: Hans! Sie griff zum Fernglase.

Das Objektiv ludte die Netzen ab, die nun, tief im Schatten liegend, beachtend schwer gähnten. Einzelne Partien glühten einem ungeheuren Raubtierarrachen, bereit, die Menschen zu verschlingen.

Da fiel die Angst von Elisabeth ab: Dort — ja — Hans! Und — sie strengte ihre Augen an — tatsächlich: In Begleitung einer Frau!

Wahender Herzschlag trieb ihr das Blut ins Gesicht, Erregung rüttelte den Wäld.
Sie bezwang sich. Die Finger drehten an der Stellkranke des Fernglases. Jetzt zeigte es idarke Bilder, Elisabeth sah nur die fremde Frau: blond, schön, knobenhofschön. Die Sonne ließ aus ihrem seidigen Scheitel Funken sprühen.

Die Lippen des beobachtenden Mädchens bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen.

Dann laut das Glas plötzlich ins Gras. Der Wubentopf Elisabeths grub sich in die zur Schale gestalteten Hände. So lag sie schlundtend. Eine Bewegung, ein Jittern wie von frampfsich unterdrückt Schluchzen tief durch ihren Körper, ließ sie erbeben.

Dann sprang sie verlorst auf, bezte den Verghang hind wie ein weidmoud geschoffenes Reh. In ihrem Wäld drückte sich Unrast und grenzenlose Enttäuschung aus. Vor den Mund hielt sie in raschem Lauf ihr Taschentuch gepreßt, daß sie nicht aufschrie in namenloser Qual, daß sie nicht verriet, was sie doch bis in den tiefsten Winkel ihres Jungmädchenserns verborgen wollte: Die fremde Frau, die blonde, war ihrem Hans droben am Trimmerfeld in die Arme gesunken und hatte ihn gefüßt!

Nun wurde ihr plötzlich alles klar: Hans war hinaufgeklommen, nur um die Frau mit dem goldblonden Haar zu treffen! Gestern abend hatte er später als sie sein Zimmer aufgesucht. Was war geschehen? Verabredung? Eine alte Liebe? Oh, Fluch über alle Zweifell!

Reuchend eruchte Elisabeth Neimer die Talstöße. Sie war nun äußerlich ruhig geworden. Aber in der Brust schmerzte es, als ob ihr der Verrat einen Keil ins Herz getrieben hätte.

In der „Welt“ stopfte sie ihre paar Socken in den Ausfach, beglich ihre Rechnung und fand noch ein Pfälchen im letzten Kursauto nach Station Degal. Dort erreichte sie den Schnellzug nach Innsbruck mit Anschlag nach München. Wenn sie auf dem Abteilfenster auf die Berge schaute, hätte sie aufwachen mögen. Wie in einem Atem bezeugten sich ihre Gedanken: Die Gipfel hatten ihr das Glück junger Liebe in reichstem Maße gependet und nun wieder — am Ende der sonnligen Tage — entziehen, daß nichts blieb als ein befeckender Traum mit ihrem Erwachen.

Die Hüfte Mitas überrumpelte Hans. Dem Leben wiederbegehend, gab sich das blonde Geschöpf ganz als Weib, als das, was ihr angeboren im Blute lag; als verführerisches Weib. Die Selbstamkeit des Jungmännchens, die seit langer Zeit annehmende Liebe zu dem Ingenieur, aufrechte Dankbarkeit, vielleicht auch ein Schuß Hofserie — dies alles zusammengenommen gab ihr den Mut des Handelns.

„Hans, Sie hat mit der Himmel gefandt!“
Den Arm um seinen Nacken geschlungen, war ihr Kopf seinem Gesicht ganz nahe.

„Wir wollen Gott danken, daß wir jetzt nicht zerfetzt da drüben liegen.“
Aber seine abfichtlich hart gewählten Worte vermochten Mita nicht abzulenken. Für überhandene Gefahr hatte sie nur ein geringfügiges oder billiges Gefühl.

„Hier möchte ich mit Ihnen bleiben, Hans.“
Der lebensfähigste Klang ihrer Stimme ließ den Mann aufhorchen. Sich sanft freimachend, erhob er sich, reichte auch ihr die Hand.

„Wir müssen hinunter. Es wird spät.“
Im Abwärtssteigen aßen sie von dem mitgenommenen Proviant Vachs. Nach überhandener Gefahr verlangte der Leib sein Recht.
(Fortsetzung folgt.)

Deutschland durch das Steigen des Goldmerkes auf das höchste benachteiligt ist, mit einer leichten Geste vorüber, ohne aus dieser Tatsache irgendwelche praktischen Folgerungen zu ziehen, und man führt die ganze deutsche Affäre für eine Reaktion der Verträge lediglich auf innerpolitische deutsche Bedürfnisse zurück, auf den Wunsch der Reichsregierung, dem Reichsradikalismus entgegenzuwirken.

Es ist zwar beauerlich, diese Schwärzung der englischen Politik erkennen zu müssen, aber es hat kein Gutes, daß diese Erkenntnis uns in einem Zeitpunkt gebracht wird, wo wir uns noch nicht festgelegt haben, in einer Stunde, in der entscheidende Entschlüsse für den zukünftigen Kurs der deutschen Politik auf den verschiedenen Gebieten erst noch zu fassen sind. Soweit bei diesen Entschlüssen England in Frage kommt, werden sie von der Erkenntnis, die uns solche englischen Stimmen vermitteln, entscheidend beeinflusst werden.

Amerika soll Deutschland helfen

Der Bankier Paul Warburg hielt in der gemeinsamen Ausschüttung mehrerer großer Banken ein längere Rede, in der er zunächst auf die allgemeine Erörterung der Ursachen der gegenwärtigen Depression hinwies und u. a. ausführte: Die internationale Politik Amerikas werde ansehend letzten Endes von Senatoren geleitet, die sich der nationalpolitischen Situation hingeben, daß Amerika, geleitet ausschließlich durch einheimische Interessen, seine Stellung privilegiertester Mächtigter weiter zu behaupten vermöge. Man müsse hoffen, daß auch Amerika schließlich einsehen werde, daß es nicht die Kaufkraft seines großen Marktes, nämlich Europa, lähmen könne, ohne sich selbst zu schädigen. Amerika habe ein wesentliches Interesse an der Erhaltung der für Amerika selbst grundlegenden bedeutsamen wirtschaftlichen und politischen Ansehungen auch in England und Deutschland — um der verweirter Kampf für die Erhaltung der demokratischen Regierungsform und des Nationalredits gewonnen worden ist. „Wir sollten Deutschland in seinem Bedauern, sein Haus in Ordnung zu bringen, jede moralische und materielle Hilfe gewähren. Damit es den Anforderungen der Wirtschaftskrise entgegenkommen kann, die besonders schwer ein erschöpftes Land drückt, das keine wirtschaftlichen Reserven besitzt und mit schweren Reparationszahlungen belastet ist. Es ist unmöglich voranzufahren, ob Deutschland sich der *Reconstruction Plan* des Young-Planes bedienen wird. Die gegenwärtige Weltwirtschaftslage würde zweifellos einen derartigen Schritt rechtfertigen. Ein solcher Entschluß Deutschlands würde wieder die Dawes-Anleihe nach der Young-Anleihe noch überhaupt irgendwelche deutschen öffentlichen oder Privatangelegenheiten betreffen. Der Stand der Anleihen, die einem *Alloatorium* nicht unterliegen, dürfte vielmehr eher gebessert werden dadurch, daß das *Alloatorium* den Druck auf die deutschen Finanzen zeitweise erleichtern würde.“



Das Scheitern der Schlichtungsverhandlungen im Ruhrgebiet.
Regierungsrat Prof. Dr. Brahm im Gespräch mit Bergarbeiterführern vor dem Verwaltungsgebäude des Zechenverbandes. Die Verhandlungen verliefen zunächst ergebnislos.

Für dich, Mädli!

Ein Roman von Benzin und Liebe von Fritz Lange
Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

Der Abstieg ging langsam vonstatten. Rita nahm sich Zeit. Sie hatte nichts zu veräumen. Das betonte sie auch. „Sie sind allein hier?“ fragte Hans, immer wieder zur Seite tretend. Er mußte: Unten in der Salmrad-Abzweigung erwartete ihn lehrmäßig sein Mädli.

Rita blinnte sich. „Da, sehen Sie: Enzjan!“ Sie wies die blauen, kurzstieligen Blumen, reichte sie lächelnd nach: „In Ermangelung von Rosen...“

Hans wurde rot. Er dachte: Schön ist sie! Ganz eigenartig schön. Robert ist ein Ramel, daß er dieses Weib nicht fest an sich bindet. Und nun wiederholte er seine Frage. Die Erinnerung an Braum schante ihm den Mut wieder.

„Ist etwa Robert auch im Döstal?“ Er falkulierte: Es könnte möglich sein.

Da schüttelte Rita energisch mit dem Kopf. „Sie wissen es nicht: Ich habe mich von ihm getrennt. Er hat keine Ahnung, daß ich hier bin; aber ich weiß, daß er mit einer reichen Mummän nach Butaree unterwegs ist.“

„Sie sind allein?“ Zweifel und Unglaube sprachen aus seiner Frage.

„Aber nein!“ Sie hielt ihm die Rechte hin. Jetzt erst sah er den Trauring an ihrer erstschönen Hand.

Den Schritt verhaltend, fragte er ungläubig: „Sie sind verheiratet?“ Und gleichsam entschuldigend: „Ich bin so neugierig.“

„Gewiß. Wir sind erst gestern aus der Schweiz gekommen. Man hatte uns das Döstal empfohlen.“

„Allo Hochzeitsreise...“

Rita nicht befähigend, ohne viel Freude im Gesicht. Dies stellte Hans nach. Eine glückliche Frau sieht anders aus! dachte er.

Heimkehr aus der Sowjetballe

Wir entnehmen der „Chemnitzer Allgemeinen Zeitung“: Der Kampf der bürgerlichen Presse gegen die Phrase vom „gelobten Land“ der Sowjetunion wird von deutschen Kommunisten heute noch als wüster politischer Propagandabehzug ohne sachliche Grundlagen angesehen. Die Berichte von Rußen, die Deutschland erreichen, seien gefälscht und alle Angriffe gegen das bolschewistische Rußland unberechtigt, so rufen die kommunistischen Agitatoren in Deutschland. Die folgenden Berichte deutscher Kumpels, die als überzeugte Kommunisten nach Rußland zogen, beweisen das Gegenteil. In Dortmund erzählten sie nach ihrer schwer erlittenen Rückkehr ihren Kameraden in einer großen Versammlung von den menschenunwürdigen Zuständen in der Sowjetunion, die gerade den Arbeiter zu einem Selbsterlösen zwingen. Kein Werkzeugs, das die Sowjets den 600 deutschen Bergarbeitern gemacht hatten, wurde gehalten. Sehr schnell sahen sie den Ansturm des kommunistischen Phrasenmebels ein und lebten sich nach Deutschland und leinen Arbeitsverhältnissen zurück, die trotz aller wirtschaftlichen Not in ihrer Ordnung tuernehm über den Sowjetverhältnissen stehen.

Das war die merkwürdigste Versammlung, die wir je erlebt haben in Deutschland. Überfüllt der große Saal des „Königlichen Hofes in Dortmund — ein Publikum, das durchweg aus Bergarbeitern besteht, harte Gestalten, fern jeder Sentimentalität. Unter diesen Bergleuten verstreute Gruppen von Metallarbeitern. Selbst in den Gängen und eng an die Wände preßt sich die Zuhörerschaft, die ausnahmslos aus „Proletariern“ besteht.

Hier spricht der Arbeiter zum Arbeiter, der Prolet zum Proleten. Die „Reinigung der Rußlandfahrer“ berichtet über ihre Erlebnisse im Sowjetparadies. Der Bergmann Wohlgenuth erklärt, im vorigen Sommer seien 600 deutsche Bergleute nach Rußland geschickt worden. Mehr als 400 von ihnen sind aber bereits wieder zurückgekehrt. Unter ungeheuren Schwierigkeiten haben sie, an deutsche Freiheit gewöhnte Arbeiter, die Rückkehrerlaubnis erhalten. Hier aber, in der deutschen Heimat, setzte ein kommunistisches Respektieren gegen sie ein. Sie werden Faulenzer, Saboteure, Kapitalistenhunde geheißen. Und diese Leute wollen sie sich eben nicht länger gefallen lassen. Sie wollen — sagt der einfache Mann, der auf dem Podium steht — ihre Ehre als Bergarbeiter wiederhaben. Und darum werden sie nun einmal grübelnd ansprechen mit der Wahrheit über ihre Leiden und die zugleich die Wahrheit ist über das verheißene Sowjetparadies.

Als erster spricht der Bergmann Neumann aus Gelsenkirchen. Er sagt:

Wir gingen als überzeugte Kommunisten nach Rußland. Aber wir sind dort schändlich betrogen worden. Gewiß, in Tschistowitsch, bei der Ankunft, wurden wir mit Brot und Neben feierlich empfangen. Es gab ein großes Gelächern der fünfjahresplan nach in drei Jahren durchgeführt sein! In einem Eisenfaktal 1. Klasse — Klassenunterstiege gibt es, wie man sieht, auch in der laffenlosen Gesellschaft, zumindest auf der Eisenbahn — erhielten wir Essen und wurden dabei, unter Palmen sitzend, fotografiert. Diese Bilder erhielten dann in den illustrierten Zeitschriften unter dem Titel: „So gut geht es den Arbeitern in Rußland!...“ Wie gut! Es den Arbeitern in Wirklichkeit gegangen ist, haben wir bald darauf erfahren.

Schon in Kiew war die Stimmung unter den Arbeitern sehr schlecht. Die Rußen beobachteten uns voll Neid, wenn wir, was übrigens immer seltener gefah, gutes Essen erhielten. Ein Genosse Eisenbahner fragte mich, warum wir eigentlich ins Land gekommen seien. In Rußland hätten schon die einheimischen Arbeiter nicht genug zu essen. Schließlich wurde uns freng verboten, überhaupt noch mit russischen Genossen zu reden.

So kamen wir nach Amerika, dem Ort der Zechen, auf der wir Arbeit erhielten. Schon hier wurde das Essen immer schlechter. Der Betrieb war überhaupt nicht in Ordnung. Man gab den Deutschen zwar weit mehr als den Rußen, aber

Sie las ihm die Gedanken von der Stirn ab. „Mein Mann ist so furchtbar feindselig gegen mich. Er behandelt mich wie ein Stück. Da bin ich ihm einfach durchgebrannt, heute früh begehen. Nun wird er in der Zeane“ sitzen und vielleicht gar eine Rettungs Expedition nach mir ausführen.“

„Sie haben Ihr Ziel hinterlassen?“ fragte Hans interessiert beim Weiterhören.

„Beim Servierfräulein. Er wird es inzwischen erfahren haben.“

Eine Weile starrten sie schweigend hoch. Jetzt erreichten sie den Wiesenrand, der in Windungen talwärts führte. In der Nähe weideten Ziegen. Ihre Glöckchen waren weithin hörbar.

„Ich war sehr erstaunt, daß Robert die Leitung der Chemnitzer Werke so überraschend niedergelegt hat“, nahm Hans das Gespräch wieder auf. Und zweifelnd: „Da da wirklich noch die Mummän inspirierend gewirkt hat?“

„Weil er keine Nummer bekam, drehte er sich nach seiner Begleiterin um.“

„Aun — Sie wissen den wahren Grund?“

Rita schüttelte den Kopf. Und mit fetsam veränderter Stimme gab sie Aufschluß.

„Ich weiß es nicht — aber ich glaube richtig zu vermuten: Ihre Erfindung hat ihm das Genick gebrochen.“

Hans hochte nach ihren Händen. Nun zwang er sie zum Aufstehen.

„Was hat meine Erfindung mit Robert Braum —?“

Sie hielt seinen Blick aus. Innerlich weidete sie sich an dieser Sentation im Soggebirge.

„Sie erinnern sich, daß ich Sie damals erwartete — in Ihrem Zimmer; ich sagte Ihnen, daß ich im Auftrage Robert's Ihre Zeichnungen hiehlen wollte.“

Sie lächelte, wie seine Hände fall wurden und die ihren trasslos freigegeben.

„Sie haben die Pläne nicht genommen.“

„Doch!“

„Er machte eine läche Bewegung, als wollte er sich auf sie stürzen. Sie scheuchte ihn mit einem Lächeln zurück.“

doch kaum mehr genug zum Leben. Die Lebensmittel waren furchtbar knapp. Und dann der berühmte „Sechsfundentag“.

Man aß uns täglich ein gewisses Arbeitspensum. Aus gelüß soll dieses in sechs Stunden zu bewältigen sein. Wir Deutschen Vergleiche haben aber mit äußerster Energie elf Stunden täglich daran schaffen müssen, die Rußen noch viel länger. Die Arbeitswerkzeuge, die sie dort gebrauchen, sind unmöglich. Dafür ist der Drill ärger als bei irgendwelchem Militär. Schon um 5.45 Uhr morgens heißt es „Arbeiten!“, und so geht es den ganzen Tag weiter in Reih und Glied.

Die Arbeit in russischen Zechen ist mit dauernder Lebensgefahr verbunden. Die Rußen tragen ungenierter Zigaetten. Einwände dagegen oder —a Krizi ist streng verboten. In der ersten vierzehn Tagen unserer Arbeit gab es unter den russischen Genossen fünf tödliche Unglücksfälle.

Die Zeichen wurden ohne große Umstände verscharrt. Sanitätsvorkehrungen unter Tag sind unbekannt. Verbandstufen gibt es weder über noch unter Tag. Wer sich eine gefährliche Verletzung zugezogen hat, wird kilometerweit über holprige Straßen im Bretterwagen gefahren. Die vielerlei Arbeiterunfälle sind in Wirklichkeit ha'ber auf alle Bretterbuden. Und überall herrscht das verwerfliche System von Korruption und Spitzeln. So habe ich einmal einen russischen Schlepper, der sonst nur Wasser und Brot erhält, ein Zunderbrot gegeben. Dies wurde mir als konterrevolutionäre Handlung ausgelegt.

Mit der zugelegten Entlohnung haben sie uns natürlich betrogen. In Deutschland abgeschlossene Verträge hieß es, hätten für Amerikaner keine Gültigkeit. Infolgedessen erhielten wir zunächst einmal nicht die 150 Rubel Restlohn, die uns versprochen waren. Ein Zechenarbeiter erhielt täglich 3 Rubel 50. Um aber nur auf dem gewiß bitterstem Standard eines untergeordneten deutschen Arbeitelonen leben zu können, brauchte er sieben Rubel. (!)

Natürlich wollten wir deutschen Rußlandfahrer uns a! das auf die Dauer nicht bieten lassen. Die Rußen aber, im englischen Verfahren, uns zurückzahlen, verhassten uns, weil wir angeblich Wäsche gestohlen hätten. Erst nach langen Kämpfen bin wir freigekommen.

Nur, der mit dem Hinneis darauf beginnt, daß er früher nicht nur ein überzeugter, sondern auch als ein in ganzen Industrie-reiner bekannter Kommunist war. So ist auch er, um das „deutsche Joch abzuschütteln“, mit den 600 Genossen nach Rußland ausgewandert. Statt der versprochenen 150 Rubel Restlohn erhielt er ganze fünf. Der Hungerlohn hat nie für ein Paar Schuhe gelangt. Übrigens sind Schuhe unter russischen Bergleuten ein seit Jahren unbekannter Luxus. Die Bergarbeiter im Sowjetparadies umwideln ihre Füße mit Säden. Sie sind in Lumpen gekleidet. Junge Mädchen, die auf der Zechen arbeiten, erhalten einen Monatslohn von 21 Rubel. Ein Pfund Butter kostet 7 Rubel. Der Bergmann Kirchhoff berichtet schließlich, man hätte ihm hundert Dollar angeboten, wollte er seine Kameraden dahin beinhalten, daß sie weiter im Donesgebirge blieben. Er habe solchen von den Bolschewisten gewünscht Klassenverrat aber natürlich abgelehnt.

Eine Reihe anderer Rußlandfahrer wußte von gleichen und ähnlichen Erlebnissen zu berichten. Die Wirkung ihrer erschütternden Darstellungen auf die Versammlung war so stark, daß die gefreißt amnestierten, zunächst randstehenden Kommunisten, von denen freilich kein einziger das gelobte Land der Sowjets jemals gesehen hat, verurteilten, sich schließlich ganz aus der Kundgebung zurückzuziehen, die mit dem von über tausend Arbeitern gelungenen Deutschlandlied ihr Ende fand.

Landgemeinde und Polizeiverwaltung.

Auf dem 8. Schleswig-Holsteinischen Landgemeindegtag sprach der Präsident des Deutschen Landgemeindegates und des Verbandes der Preussischen Landgemeinden, Dr. Gerse-Breßler, W. d. R., über Sorgen und Wünsche der Landgemeinden im neuen Jahr. Er kam er dabei auch auf den Entwurf des preussischen Polizeiverwaltungsgesetzes, der dem Staatsrat vorgelegt wurde, zu sprechen. Dieser Entwurf begegne bei den Landgemeinden schweren Bedenken. Zwar seien die ursprünglichen Pläne des Amtspostleber zu

„Ich will Klarheit schaffen zwischen uns“ jubte sie gedämpft fort. „Sie haben mir heute das Leben vereitert. Nun darf ich alles erfahren, vielleicht kann Ihnen dieses Weibchen noch nützen. Ich habe damals Ihre Zeichnungen fotografiert. Wenn Sie mich nicht um mich gelassen hätten, würde ich die Platten vernichtet haben.“

Hans dachte sich verärgert.

„Und Robert?“ Es toste ihm Mühe, diese zwei Worte zu formen.

Er spürte ein Würgen in der Kehle.

„Hat nichts damit anfangen können denn es ist... Nummer zehn.“

Hans ließ das Laufen plötzlich schwer. Ihm war, als habe er Wieflohen an den Schulden. Das Geständnis Almas ritz ihm die Wunde von den Augen.

„Vieleicht“, spannte die Blondine den Gedankenstrom weiter, „hat er dem Geheimrat die Pläne als seine eigenen unterbreitet; und der Schwindel ist herausgekommen.“

„Wach konnte sich das Bild nun selber vollenden. Nicht für einen Moment dachte er an Klade. Was ihm diese Horreuren locken ergähte, war notwendige Aufmerksamkeit, war nur das letzte Glied in der Kette. Aber die Tatsachen waren inzwischen durch die Ereignisse überholt. Der wirkliche Schuldige hatte jetzt das Weite gesucht, während sein Oheim bemüht war, wieder alles gutzumachen.“

Rita hatte eine Bitte auf den Lippen — es drängte sie zu dem Manne, der ihr beistand in der Stunde höchster Not —, aber sie wagte sich nicht an ihn heran. Nun nicht mehr.

Vor ihnen lag die Alpwirtschaft. Menschen winteten mit Züchern. Rita lächelte. Dort stand ihr Gatte. Die Sorge um sie hatte ihn herausgerissen.

Und sie?

Ein Wort, ein einziges, kleines Wort von Hans hätte genügt, und sie hätte sich ihm an den Hals geworfen, um mit ihm in die Welt zu gehen — trotz des schmalen Goldreifs an ihrer Rechten.

(Fortsetzung folgt.)

Erre und ihre Welt

Hübsche Döchter.

Von
E. G. Werra.
(Nachdruck verboten.)

Es gibt heutzutage entschieden weniger hübsche Mädchen als früher. Mode, Sport und weltliche Umstellung haben es zumeist gebracht. Es ist nicht leicht, die hübsche Tochter zu bekommen. Aber immerhin muß man rubrizieren, hübsche und weniger hübsche Mädchen, rein äußerlich genommen. Die Kategorien sind damit jedoch nicht erschöpft. Es gibt Mädchen, die es mehrheitlich verdienen, sich zur Gattin zu bringen, auch wenn ihre Erziehung weniger einflussreich ist, und solche, die vielleicht schön, vielleicht auch zurückhaltend verhalten, an einem Mann von Selbstbewusstsein leben.

Nur Mütter sind in jedem Fall hübsche Töchter eine angenehme Sache. Aber das hässliche Leben bringt für häufig, daß die gezeigten Schönheiten oft viel weniger erreichen im Leben als die einfachen, bescheidenen und manchmal auch hässlichen Mädchen. Gerade diese Tatsache hat den Frauen stets unerschöpflichen Gedächtnis gegeben, ohne daß jedoch die Einschätzung in den Wirklichkeitsbereich der Dinge so weit gegangen wäre, um ihnen reflexlos auf den Grund zu gehen.

Das hübsche, aber weniger geistreiche Mädchen ist auf einen ganz anderen Werte als für eine hübsche Tochter. Die Schönheit ist von der Zeit und den Menschen, von den Menschen in erster Linie, zur Nebenbedeutung und Annehmlichkeit geworden. Nur eine Mutter hat alle ihre Kinder hübsch und liebenswert, aber wenn die meisten sind und auf die Schönheit des Lebens hinausstreben, kann sie sich der Verdienstsart der Töchter nicht verschließen.

Die Schönheit, das heißt hübsche Mädchen hat viele Tugenden, auch die solche, die von Eltern nicht gegeben sind. Aber die Verdienstsart liegt, und damit ist die erste Stunde erreicht, die erste Station früherer Tugenden, die sich in mannigfachen Leistungen auswirkt. Früher war es Einte, die immer Einte, nicht nur der älteren, betraut zu lassen, wenn es sich erforderte, daß die ältere Tochter hübsch und darum den Ehegatten weniger begreifbar erschien, während die jüngere, nicht nur äußerlich reispflichtig, sondern auch geistlich, auf dem Wege zum Mann zu gehen, an der Hand hatte. Die Fälle sind nicht gar so selten, daß die hübsche warten mußte, bis auch die Schlichtere an den Mann gebracht war. Man braucht nur an Abel und Len zu denken. Der Kreislauf kehrt nicht vor der älteren Tochter zu lassen, und mußte um die Schlichtere, wie es in der biblischen Geschichte heißt, leben Jahre dienen.

Hübsche Mädchen sind nicht nur begierter als ihre weniger hübschen Mitgeschwestern, sie sind eher auch bescheidener, ruhiger, friedlicher in ihrem Wesen; viele Männer nehmen ihnen hübscher als ihnen Worten, denen sie nicht so widerstreben können. Alle jene Lebenssituationen, die es im Leben einer Frau geben kann, von Eheschwern bis zu den verschiedensten anderen Arten, bereiten ihr in vielen Fällen wenn nicht Schlimmeres, so doch ein unruhigeres, wechselvolles Los. Denn hübsche Frauen finden sich nicht schwer in den Mann des Lebens. Sie wollen allgemein, sehen sich nach Gatten und Geliebten, schätzen den Inhalt eines Augenblicks oft höher als den Wert der Stunde, und geraten auf solchen Zwischenwegen nicht selten unrettbar in die Abzweigungen eines verhängnisvollen Lebens.

Dem schlichteren Mädchen und ihrer Ehe, da es kein Ansehen mehr ab, in der Resignation und sich-Behalten zur Barde wird. Wie oft kann man von Jugendfreundinnen hören, die sich nach Jahren wieder benehnen und Erinnerung an die Jugend, daß sie der letzten Frau, Seduziert oder Mann annehmen, die an jedem Männer einen Bewerber hatte, die Gott weiß wie viele Jahre und auch die hinüber so unglücklich wurde, vereinfacht und endlich leidvollstem Gend anheimelnt. „Da, heute dir, und die hübsche Schwester von der hübschen Mann bekam einen reichen Mann. Es ist ihr immer glücklicher gegangen.“

Rein Wunder! Das weniger hübsche, weniger gezeigte Mädchen verliert über ein hartes, zermarterntes, ihr Leben dürfte nicht ohne nach Reum, Aufnahmeln. Die schillernde Anziehungskraft der verführerischen Schwester war für sie nicht, die Männer beunruhigen nicht ihren Waid, sie sitzt nicht an Schiffsreisen, sie fürchte sich nicht in Lebenslagen, die eine schmerzliche Eltern War, nachdem sie bei der Wahl des Mannen das Wort der Eltern gehört, niemals über die Grenzen ihrer hinausginge, die ihr gezogen wurden, die ihr gezogen wurden.

Aber Erziehung ist ein sehr wichtiger Faktor. Ein Mädchen, das nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern auch ein hübsches Mädchen, ist ein hübsches Mädchen. Ein hübsches Mädchen, das nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern auch ein hübsches Mädchen, ist ein hübsches Mädchen.

Der Erziehung ist ein sehr wichtiger Faktor. Ein Mädchen, das nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern auch ein hübsches Mädchen, ist ein hübsches Mädchen. Ein hübsches Mädchen, das nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern auch ein hübsches Mädchen, ist ein hübsches Mädchen.

Ein Mädchen, das nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern auch ein hübsches Mädchen, ist ein hübsches Mädchen. Ein hübsches Mädchen, das nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern auch ein hübsches Mädchen, ist ein hübsches Mädchen.

Ein Mädchen, das nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern auch ein hübsches Mädchen, ist ein hübsches Mädchen. Ein hübsches Mädchen, das nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern auch ein hübsches Mädchen, ist ein hübsches Mädchen.

Ein Mädchen, das nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern auch ein hübsches Mädchen, ist ein hübsches Mädchen. Ein hübsches Mädchen, das nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern auch ein hübsches Mädchen, ist ein hübsches Mädchen.

oftmals nicht fähig, in dunklen Stunden mit uns zu sein. Wir wagen es vielleicht nicht einmal, ihre Güte, ihren Verstand in Anspruch zu nehmen. Doch treue geschwisterliche Liebe, die opfert, tröstet und trübselt, die ist uns eine schöne Selbstverpflichtung, auf sie läßt sich bauen. Wie ein wärmender Strahl aus fern zurückliegenden, oft schon halb vergessenen Zeiten fällt unter die erwachsenen Geschwister Mutters liebe Mahnung: So ist ganz im 19. Jahrhundert für sich doch Geschwister — Geplagt wird die Geschwisterliche werden wie eine letzte, zarte Blanze; sie muß freierhand einsehen mit gleichen Liebesworten. Nicht ohne, daß ein Teil immer der opfernde, gehende und verzeihende ist, wofür der andere nur entgegenkommt und fordert.

Zeit und Lebenserhältnisse reißen oft Brüder und Schwestern auseinander; räumliche Trennung verschärft eine Entfernung, und ein trüber Vorwurf trägt das Letzte dazu bei, die geschwisterliche Liebe einzuschlammern. Ein regelmäßiges Wiedersehen, oder wo dies nicht möglich ist, ein aufrechter gegenseitiger Briefwechsel, der den anderen teilnehmen an Gefühlen und Wünschen des eigenen Lebens, hilft die geschwisterliche Liebe zu erneuern und zu erhalten. Wie sie bereits in Kindertagen befehle hat, da man sie kaum völlig erlöschen in künftigen Tagen. Unbemerkt ist sie vielleicht vorhanden, um sich unerwartet und wenn Not und Gelegenheit es fordern, zu äußern. Sie ist aber in der Stille verweilt, so läßt sie sich unter den Verwandten ganz selten finden.

Der Buchhändler.

(Nachdruck verboten.)

Er saß auf der dunklen Treppe und wartete, bis das straffe, grünliche Licht aus der Hand, die seinen Arm umarmte, im Vorübergehen würde. Rindliche Freude der Erwartung lag breit in seinem Gesicht.

Da war sie! Ein hübsches, fleisches, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.

Der Buchhändler bewegte erregt seine langen, schmalen Hände über die zum Bruch aufgekissenen Ärmel. Den häßlichen Mädchen hätte er an die Hand, die seinen Arm umarmte, im Vorübergehen würde. Rindliche Freude der Erwartung lag breit in seinem Gesicht.

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

„Grüß dich, kleines, blondes Mädchen mit roten Lippen und viel solcher Lebensfreude.“

Der eine Erfüllung nicht beachtet, kann in vielen Fällen ohne Gegenmaßnahmen darüber hinwegkommen, aber manchmal wird er Schaden nehmen und bitter die Unachtsamkeit bereuen müssen.

Das Vollbad.

Einige beachtliche Regeln für die Hausfrau.

Von
Silberhard G. Zeiß.

Die Sorge um die Reinlichkeit des Körpers aller Familienangehörigen unterliegt ganz besonders der Hausfrau. Der Mann ist gewöhnlich viel zu sehr beschäftigt und anderweitig in Anspruch genommen, als daß ihm die Pflicht anvertraut werden könnte, für das Reinhalten zu sorgen, und erst recht nicht die Kinder. Daher sollte sich jede Hausfrau darüber klar sein, daß das Vollbad das einzige Mittel ist, um den Körper rein und gesund zu erhalten. Als zweite Grundregel sollte beachtet werden, daß reines Wasser und Seife nicht genügen, um die Funktionen der Haut zu reaktivieren. Ein Vollbad bedeutet mehr, als nur Reinwaschung zu sein!

Die Wassertemperatur des Bades ist mindestens wöchentlich einmal zu ermitteln, jedoch zweimal in der Woche. Der Wasserstand sollte durch die Hitze und die Schweißabsonderung festgestellt werden. Kinder in jüngeren Jahren — das heißt alle bis zum achten Lebensjahre — sollte man wöchentlich mindestens dreimal baden, wenn sie sich leichter erkranken machen. Ein weiterer beachtlicher Gesichtspunkt ist die Regelung der Wassertemperatur. Bis 15 Grad Celsius sind die Bäder kalt zu nennen, bis 20 Grad ist es lauwarm, bis 25 Grad ist es warm, bis 30 Grad ist es heiß. Die meisten Bäder setzen auf die Sommermonate abstrahiert und für die Wintermonate abstrahiert sind die Bäder unzulänglich. Das ideale Bad ist 25 Grad wasser und 15 Minuten dauern. Mit diesem Manne in das Bad zu steigen, ist ein großer Fehler. Es sollte möglichst eine Stube sein.

Wichtig ist ferner, daß man sein Bad ohne Zutun längerer, kräftiger oder wohnlicherer Gezeiten nehmen sollte. Es ist am besten, daß die eigentliche Zweckrichtung wird. Es ist am besten, daß die eigentliche Zweckrichtung wird. Es ist am besten, daß die eigentliche Zweckrichtung wird.

Nagelhaare.

Von
Gertrud Reinf.

(Nachdruck verboten.)

Es ist erstaunlich und fast unfaßbar, wie viele Erwachsene noch Nagelhaare sind! Die Ursache, es handelt sich hierbei um eine Erbkrankheit, ist völlig unklar, denn selbst Greise und Greisinnen haben noch dieses „schlechte“ Phänomen davon, daß es keineswegs schon im Kindesalter zu haben und davon, daß jeder sechsten kann, ob die Nagel abgefallen wurden oder fadenschnur beschnitten worden sind, ist das Nagelhaare auch durchaus ungesund. Die Ursache, es handelt sich hierbei um eine Erbkrankheit, ist völlig unklar, denn selbst Greise und Greisinnen haben noch dieses „schlechte“ Phänomen davon, daß es keineswegs schon im Kindesalter zu haben und davon, daß jeder sechsten kann, ob die Nagel abgefallen wurden oder fadenschnur beschnitten worden sind, ist das Nagelhaare auch durchaus ungesund.

Die Ursache, es handelt sich hierbei um eine Erbkrankheit, ist völlig unklar, denn selbst Greise und Greisinnen haben noch dieses „schlechte“ Phänomen davon, daß es keineswegs schon im Kindesalter zu haben und davon, daß jeder sechsten kann, ob die Nagel abgefallen wurden oder fadenschnur beschnitten worden sind, ist das Nagelhaare auch durchaus ungesund.

Die Ursache, es handelt sich hierbei um eine Erbkrankheit, ist völlig unklar, denn selbst Greise und Greisinnen haben noch dieses „schlechte“ Phänomen davon, daß es keineswegs schon im Kindesalter zu haben und davon, daß jeder sechsten kann, ob die Nagel abgefallen wurden oder fadenschnur beschnitten worden sind, ist das Nagelhaare auch durchaus ungesund.

Die Ursache, es handelt sich hierbei um eine Erbkrankheit, ist völlig unklar, denn selbst Greise und Greisinnen haben noch dieses „schlechte“ Phänomen davon, daß es keineswegs schon im Kindesalter zu haben und davon, daß jeder sechsten kann, ob die Nagel abgefallen wurden oder fadenschnur beschnitten worden sind, ist das Nagelhaare auch durchaus ungesund.

Die Ursache, es handelt sich hierbei um eine Erbkrankheit, ist völlig unklar, denn selbst Greise und Greisinnen haben noch dieses „schlechte“ Phänomen davon, daß es keineswegs schon im Kindesalter zu haben und davon, daß jeder sechsten kann, ob die Nagel abgefallen wurden oder fadenschnur beschnitten worden sind, ist das Nagelhaare auch durchaus ungesund.

Die Ursache, es handelt sich hierbei um eine Erbkrankheit, ist völlig unklar, denn selbst Greise und Greisinnen haben noch dieses „schlechte“ Phänomen davon, daß es keineswegs schon im Kindesalter zu haben und davon, daß jeder sechsten kann, ob die Nagel abgefallen wurden oder fadenschnur beschnitten worden sind, ist das Nagelhaare auch durchaus ungesund.

Schnäpfe, die Geißel der Menschheit.

(Nachdruck verboten.)

Erhaltungskrankheiten werden von den meisten Menschen als notwendiges Übel hingenommen, gegen das sich nicht viel machen läßt; es ist noch kein Kraut dagegen gewachsen. Und doch hört es ein Schnäpfe oder Sinnen ganz infam; der Mensch fängt sich dadurch, unglücklich ist nicht fähig zu einer richtigen Arbeit.

Wenn der Schnäpfe meist aber so schnell wieder vorübergeht, wie er gekommen ist, so darf man doch nicht vergessen, daß Erhaltungskrankheiten häufig Vorläufer schwerer Erkrankungen sind und daß die Schwächung des Körpers durch Abhängigkeit oft ungesund ist.

Die Werte haben in neuerer Zeit die Bekämpfung aller Erhaltungskrankheiten mit großem Eifer und Eifer aufgenommen. Gerade in der Zeit, da die Schwächung des Körpers durch Abhängigkeit oft ungesund ist, so sollte viel Unheil vermieden werden. Vor allem bitte man sich vor falschen und falschen Nüssen! Wenn man erkrankt ist, muß man darauf achten, nicht ins Kalte zu gehen, auf Ernährung und Körperpflege muß das größte Gewicht gelegt werden. Ein ganz plötzliches Kalterwerden sollte man vermeiden.

Die Ursache, es handelt sich hierbei um eine Erbkrankheit, ist völlig unklar, denn selbst Greise und Greisinnen haben noch dieses „schlechte“ Phänomen davon, daß es keineswegs schon im Kindesalter zu haben und davon, daß jeder sechsten kann, ob die Nagel abgefallen wurden oder fadenschnur beschnitten worden sind, ist das Nagelhaare auch durchaus ungesund.

Frauen-Ratgeber

der Kunst- und Fachliteratur
für die deutsche Hausfrau
W. Gauer, Krefeld

Nebräer Anzeiger

Ämtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebrä

Franreichs Panama-Standal

Die Affäre Duffre hat schon genug Staub in Frankreich aufgewirbelt. Die Kammer, das französische Parlament, sah sich genötigt, einen Untersuchungsausschuß einzusetzen, der diesen Bestechungsstandal nach den verschiedenen Richtungen hin prüfen soll. Die Arbeiten dieses Untersuchungsausschußes haben sich sehr umfangreich gestaltet, so daß man schließlich Unterkommissionen einsetzte, trotzdem ist man noch nicht so weit gekommen, restlos Licht in dieses Dunkel zu bringen. Der berühmte tote Punkt wurde erreicht. Man stand vor einer Barriere, die offensichtlich von Kreisen aufgerichtet wurde, die kein Interesse daran haben, das gesamte Material dieser parlamentarischen Untersuchung zuzulassen.

Als der Untersuchungsausschuß entsprechende Akten und Konten anforderte, sprach der Justizminister sein Veto. Er erklärte, daß der Untersuchungsrichter das angeforderte Material nicht entnehmen könne. Dieses Veto wurde aber begrifflicherweise einem Sturm in der gesamten politischen Öffentlichkeit ausgesetzt, der unter Umständen für das Kabinett Steeg sehr gefährlich werden kann. Das Veto wurde nun aufgehoben, denn der Untersuchungsrichter hatte selbst noch vor einigen Wochen erklärt, daß das Material überhaupt bei ihm vorliege sei.

Mit dieser Aufhebung des Untersuchungsrichters an den Parlamentsauschuß war ganz klar gesagt, daß juristische oder erlaubnisrechtliche Bedenken gegen einen zeitweiligen Transport des Aktenmaterials vom Untersuchungsrichter zum parlamentarischen Untersuchungsausschuß nicht bestanden. Es mußten und müssen also andere Gründe sein, die den Justizminister zu seinem bedeutlichen Veto veranlaßten.

Das Rätsel scheint leicht gelöst, wenn man jetzt aus Pariser Telegrammen erfährt, daß eine Anzahl von führenden Politikern in diesen Stand verwickelt und durch ihn kompromittiert ist. Auf der „schwarzen Liste“, die jetzt der Finanzminister hat aufstellen lassen, sollen 45 Namen, zum Teil mit hohem Klang verzeichnet sein. Darunter, so meldet Paris, auch der ehemalige französische Ministerpräsident Tardieu, der bisherige Landwirtschaftsminister in diesem Kabinett David, der Vorsitzende der Finanzkommission Malou, und der Vorsitzende des Untersuchungsausschußes, Marin. Befürchtet sich diese Namen und bleibt an ihnen auch nur ein einziges von den Vornamen haben, dann erlebt Frankreich einen Panama-Standal, der alle derzeitigen Väter der letzten Jahre in Europa in den Schatten stellt. Besonders interessant ist die Feststellung der Kommission, daß im Jahre 1929 allein 33 Anträge von Parlamentariern beim Finanzministerium die Zulassung inländischer und ausländischer Wertpapiere unterfückten. Auch hier taucht wieder die Zahl von 45 Politikern auf, die sich damit in ihrer Eigenschaft als führende Politiker für private Banken und Unternehmungen zur Verfügung stellen. Es ist ganz klar, daß bei solchen Vornamen und nach solchen Feststellungen nur die Möglichkeit ist: restlose Zuleitung des gesamten Materials an den Untersuchungsausschuß.

Das mag politische Verwicklungen bringen, deren Folgen heute noch nicht übersehbar sind. Aber es wird immer noch das geringere Übel sein und bleiben, als wenn durch Verweigerung des Materials, durch Geheimhalten gewisser Aktenpunktes, die auch noch auf andere Fälle, die in diesem Fall nicht festgestellt sind, eine Verletzung, die die Herausgabe eines Materials über solche Vorwürfe zu verhindern läßt, kann sich gegen den Sturm der Empörung nicht halten. Diese Gefahr, in die der Justizminister das Kabinett Steeg hineinmanövriert hat, scheint man auch erkannt zu haben. Denn es verlautet, daß nunmehr das Justizministerium sich bereit erklärt habe, die Beschlagnahme der Akten aufzuheben.

Man muß abwarten, ob diese Einsicht eines schweren Fehlers für die Regierung nicht doch noch befehlt. Denn leicht wird der Verdacht nicht zu widerlegen sein, daß unter Umständen die Akten jetzt nicht unretouchiert herauskommen. Auf jeden Fall ist das Kabinett Steeg in eine sehr unangenehme Situation hineingeraten, und es kann, wenn sich die Pariser Darstellungen über die Entwicklung des Duffre-Standals zu einem Panama-Standal bestätigen, Uebertragungen geben, an denen man auch außerhalb Frankreichs interessiert wäre.

Franreich ehrt den toten Marschall

Die Beisetzungserleichterung für General Joffre.

Paris, 8. Januar.

Die Beisetzungserleichterung für Marschall Joffre begannen um 9 Uhr unter fackeliger Beteiligung der Bevölkerung in der Kathedrale Notre Dame. Sofort nach Erscheinen des Präsidenten der Republik und der Minister begann die Einsegnung der sterblichen Ueberreste des Marschalls. Das gesamte Diplomatische Korps sowie die militärischen Vertreter fast aller früheren alliierten Länder nahmen an der Feier teil, die gegen 10 Uhr beendete war.

Unter Führung von französischen Truppenteilen aller Nationen sowie der Truppenverbände der früheren Alliierten und verschiedener Verbände ehemaliger Kriegsteilnehmer setzte sich dann der Tranzug in Bewegung. Der Sarg des Marschalls war auf einer Artilleriefestung aufgeführt. Unmittelbar dahinter folgten die Familienangehörigen des Marschalls, der Präsident der Republik, die Regierungsmitglieder und das Diplomatische Korps. Sodann kamen die Sondervertreter der ausländischen Mächte, die Mitglieder des Senats und der Kammer sowie hohe französische Militärs und Zivilbeamte.

Der Zug ging zum Invalidendom, wo der Sarg vorläufig untergebracht wird, bis er am Landhof Joffres übergeführt wird, wo die endgültige Beisetzung stattfindet. Kriegsminister Barthou hielt eine kurze Ansprache, in der er die Verdienste Joffres für Frankreich hervorhob. Mit dem Vorbeimarsch der Truppen fand die offizielle Beisetzungserleichterung für Ende.

Staa's sekretär Kempfes

Berlin, 8. Januar.

Der langjährige Leiter der Gesamtorganisation der Deutschen Volkspartei, Staatssekretär z. D. Kempfes, ist einem Herzschlag erlegen.

Abolf Kempfes hat ein Alter von fast 60 Jahren erreicht. In Eilen geboren, war er dort lange Jahre als Reichsanwalt tätig. Von 1919 bis 1928 vertrat er als Abgeordneter der Deutschen Volkspartei Düsseldorf im Reichstagen, wo er bis 1930 war er auf der Reichsliste gewählt. Bei den letzten Wahlen verlor er auf eine Wiederwahl. Dr. Streleemann, welcher besonders der Verhörer befragt, berief ihn 1921 als Vorsitzenden des Geschäftsleitenden Ausschusses der Partei an die Spitze der Organisation. 1929 war er einer der Reichstags-Konferenz-Staatssekretäre der Reichsliste. Auf Wunsch von Dr. Schulz bezieht er nach Streleemanns Tode seine Stellung in der Partei vorläufig bei. Ende 1930 trat er dann von den Parteiamttern zurück.

England und die Revision.

London in Abhängigkeit von Paris.

London, 8. Januar.

In die sehr lebhafteste internationale Ausdehnung über eine Revision der Friedensverträge und der aus ihnen abgeleiteten finanziellen Verpflichtungen greift nun auch die öffentliche Meinung Englands mit einer sehr gewichtigen und sehr kennzeichnenden Äußerung ein. Der Leitartikel der „Times“ nimmt die deutschen Neujahrswünsche zum Anlaß, die finanzielle Lage des Reiches zu prüfen, und führt diese Betrachtung weiter zu einer Auseinandersetzung über die Frage der Revision und insbesondere eines Moratoriums. Als erste und als sehr maßgebende englische Stimme verdient diese Äußerung in Deutschland besondere Beachtung, um so mehr, als sie kennzeichnend ist für die Einstellung der englischen Politik gegen ganz Probleme und der Lage Deutschlands gegenüber.

Die Abhängigkeit der englischen Politik von Frankreich, die in letzter Zeit bei verschiedenen hochbedeutenden Anlässen klar geworden ist, zeigt sich auch hier. Nachdem England sich in der Abklärungssache vollkommen in das französische Schlepptau begeben hat, und nachdem die Gold- und Silberlager in Paris von der englischen Finanz als eine ernste Bedrohung aufgefaßt wird, der man durch Konzeptionen an Frankreich zu begegnen hofft, zeigt sich nun auch in der Einstellung gegenüber den deutschen Bemühungen um eine Verfassungsvision und gegenüber dem deutschen Hinweis auf den gegebenenfalls anzunehmenden Moratoriumanspruch in der englischen öffentlichen Meinung eine zweifelhafte mit den Tendenzen der Regierung übereinstimmende Teilnahmslosigkeit, dem französischen Sturz zu folgen, die uns in Deutschland ebenso bekommen wie entfallenden muß.

Wie sehen, daß sich unter der mit allen kleinen Mitteln um ihre Existenz kämpfenden Arbeiterregierung der Kurs der englischen Politik immer weiter und immer hoffnungsloser von den Grundbühnen des Locarno-Pactes entfernt, und dieses Nichterkennen einer mit dadurch nicht erschwerlicher, daß es mit einer so ungeschickten und fast brutalen Deutlichkeit überfordert wird, wie das in dem erwähnten Artikel der „Times“ geschieht.

England stellt sich in dem Kampf gegen die deutschen Forderungen rückhaltlos an die Seite Frankreichs. Man beharrt bei der Forderung der Revision der Friedensverträge auf die Abwendung eines Moratoriums, indem man in kurzschäftiger, wenn nicht böswilliger Weise die tatsächliche finanzielle und wirtschaftliche Lage Deutschlands ignoriert und behauptet, die im Haag vereinbarten Voraussetzungen für einen deutschen Moratoriumsantrag seien in der gegenwärtigen Notlage Deutschlands noch keineswegs gegeben. Man streift selbst an der unbefriedigenden Tatsache, daß

Für dich, Mädi!

Ein Roman von Benz und Liebe von Fritz Lange

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

Mia warf sich dem Manne an die Brust. Ein gelbener Schrei zeigte von Dankbarkeit, Erlöbung, Liebe. Und tief unten roch sie weißroste Haare auf der



hätte Elisabeth wogegenommen. Ein flüchtiges Gesicht des Elisabeths sah sich ihr geliebten von den Augen ihrer eigenen Augen. Die Lippen des beobachtenden Mädchens bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen.

Dann laut das Glas plötzlich ins Gras. Der Untertopf Elisabeths grub sich in die zur Schule gefalteten Hände. So lag sie sekundentlang. Eine Bewegung, ein Zittern wie von Kampfschrei unterdrücktem Schutzhin ließ durch ihren Körper, ließ sie erbeben.

Dann sprang sie verstört auf, bestie den Verhang hinab wie ein wiederdum geschloßenes Reh. In ihrem Blick drückte sich Unrast und grenzenlose Enttäuschung aus. Vor den Mund hielt sie in raschem Lauf ihr Taschentuch gepreßt, daß sie nicht aufschrie in namenloser Qual, daß sie nicht verriet, was sie doch bis in den tiefsten Winkel ihres Jungmädchens verbannt wollte: Die fremde Frau, die Hände, nach ihrem Hans droben am Frimmerfeld in die Arme gesteckt und hatte ihn gefesselt!

Nun wurde ihr plötzlich alles klar: Hans war hinausgeföhrt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt.

„Was war dir plötzlich alles klar? Hans war hinausgeföhrt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt.“

„Was war dir plötzlich alles klar? Hans war hinausgeföhrt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt.“

träug in die enfter der Halmarck-Arbeitswirtschaft schen, erwachte Elisabeth aus ein Schläfchen, das sie übernommen hatte. Sie rief sich verwundert die Augen. Vor ihrer Gedante war: Hans! Sie griff zum Fernrohr.

Das Objektiv suchte die Felsen ab, die nun, tief im Schatzen liegend, benötigtes schwarz gäbten. Einzelne Partien glühten einem ungeheuren Raubtierarrachen, bereit, die Menschen zu verschlingen.

Da fiel die Angst von Elisabeth ab: Dort — ja — Hans! Und — sie streute ihre Augen an — tatsächlich: In Begleitung einer Frau!

Kaltender Herzschnal rief ihr das Blut ins Gesicht, Erregung trieb den Blick. Sie bezwang sich. Die Finger drehten an der Stellbraube des Fernrohrs. Jetzt zeigte es scharke Bilder. Elisabeth sah nur die fremde Frau, blond, schön, insofern höchst schön. Die Sonne ließ aus ihrem seidenen Scheitel Funken sprühen.

Die Lippen des beobachtenden Mädchens bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen. Dann laut das Glas plötzlich ins Gras. Der Untertopf Elisabeths grub sich in die zur Schule gefalteten Hände. So lag sie sekundentlang. Eine Bewegung, ein Zittern wie von Kampfschrei unterdrücktem Schutzhin ließ durch ihren Körper, ließ sie erbeben.

Dann sprang sie verstört auf, bestie den Verhang hinab wie ein wiederdum geschloßenes Reh. In ihrem Blick drückte sich Unrast und grenzenlose Enttäuschung aus. Vor den Mund hielt sie in raschem Lauf ihr Taschentuch gepreßt, daß sie nicht aufschrie in namenloser Qual, daß sie nicht verriet, was sie doch bis in den tiefsten Winkel ihres Jungmädchens verbannt wollte: Die fremde Frau, die Hände, nach ihrem Hans droben am Frimmerfeld in die Arme gesteckt und hatte ihn gefesselt!

Nun wurde ihr plötzlich alles klar: Hans war hinausgeföhrt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt.

„Was war dir plötzlich alles klar? Hans war hinausgeföhrt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt, nur um die Frau mit dem gelbblonden Haar zu gefesselt.“

stehend erreichte Elisabeth Keimers die Taschre. Sie war nun äußerlich ruhiger geordnet. Aber in der Brust schmerzte es, als ob ihr der Verrat einen Keil ins Herz getrieben hätte.

In der „Post“ hoffte sie ihre paar Sachen in den Nachsad, beglich ihre Rechnung und fand noch ein Mägen im letzten Kursauto nach Station Deptal. Dort erreichte sie den Schutzelug nach Innsbruck mit Anschluss nach München. Wenn sie aus dem Abteilfenster auf die Berge schaute, hätte sie aufreinen Mühen. Wie in einem Kreis bewachten sich ihre Gedanken: Die Gipfel hatten ihr das Bild junger Liebe in reichstem Maße gelpendet und nun wieder — am Ende der sonnigen Tage — entziffen, daß nichts blieb als ein befelegender Traum mit jämern Erwachern.

Die Küste Nitas übertrumpften Hans. Dem Leben wiedergebend, gab sich das blonde Geschöpf ganz als Weib, als das, was ihr angeboren im Blut lag: als verführerisches Weib. Die Selbstmiete des Zusammenstreffens, die seit langer Zeit flimmende Liebe zu dem Jüngelern, aufrechtig Dankbarkeit, wieviel auch ein Schuß Süherie — dies alles zusammengenommen gab ihr den Wut des Handeln.

„Hans, Sie hat mir der Himmel gefandt!“ Den Arm um seinen Nacken geschlungen, war ihr Kopf seinem Gesicht ganz nahe. „Wir wollen Gott danken, daß wir jetzt nicht zerstreut da drüben liegen.“

Aber seine absichtlich hart gewählten Worte vermochten Nita nicht abzulernen. Für überflüssige Gefahr hatte sie nur ein geringfügiges oder hilfloses Lächeln.

„Hier möchte ich mit Ihnen bleiben, Hans.“ Der leibenschaftliche Klang ihrer Stimme ließ den Mann aufhorchen. Sie sah ihn freimachend, erhob er sich, reichte auch ihr die Hand.

„Was Abwärts flimmern. Es wird spät.“ Am Abendstiegen ab, die von dem mitgenommenen Privatwagen. Nach überflüssiger Gefahr verlangte der Weib sein Recht.

(Fortsetzung folgt)